

Predigt für den Jahreswechsel 2022/2023

Liebe Gemeinde,

Gott hat viele Namen. Einen, den er sich selbst gab. Die anderen haben Menschen ihm gegeben, um ihn anzureden: Vater, Mutter, Allmächtiger, Zebaoth, also Herr der Heerscharen oder El-Roi. Das heißt: „Gott sieht nach mir“, wie es in der Basis Bibel heißt. Das ist unsere Jahreslosung: *„Du bist ein Gott, der mich sieht.“* Es ist Gottes Name. Die Erzählung dazu steht im 1. Buch Mose und es geht um zwei Frauen, um Selbstbestimmung, um ihre Sehnsucht nach einem Leben in Würde und was Gott damit zu tun hat. Aber der Reihe nach.

Abram und Sarai, das waren ihre ursprünglichen Namen, waren Gottes Ruf gefolgt und aus ihrer Heimat aufgebrochen und mit ihnen alles, was sie besaßen: Zelte, Tiere und Menschen: Knechte und Mägde. Lohnsklaven würden wir sie heute nennen.

Wir waren 2019 in unserer Partnergemeinde in Nordindien und dort leben sie: Lohnsklaven, Millionen im ganzen Land. Menschen, die in bitterer Armut und völliger Abhängigkeit von den Landbesitzern leben. Sie erwirtschaften das Essen für den Subkontinent Indien, oder sie nähen unsere Billigkleidung, im Qatar haben sie Fußballstadien gebaut, in Afrika graben sie Metalle aus dem Boden oder pflücken Kakaobohnen.

Abram und Sarai lebten nicht in Saus und Braus, aber sie waren wohlhabend, auch wegen der Knechte und Mägde. Sarai aber war kinderlos. Das ist noch heute für viele Frauen oder Paare schwer. Damals war es das noch sehr viel mehr. Man brauchte die große Familie zum Überleben, weil alle mitarbeiten mussten, und auch zum Schutz. Ohne Kinder waren Frauen nicht angesehen. Kinder zu gebären und aufzuziehen war schließlich ihre Aufgabe. *„Abrams Frau Sarai hatte keine Kinder bekommen.“* (1. Mose 16,1a). In diesem Satz steht all ihr Elend.

Wir Frauen heute können über unser Leben selbst bestimmen, weitgehend, hier in Deutschland. Auch hier können Lebensträume zerbrechen, weil man sich so sehr Kinder wünschte und keine bekam. Aber es gibt viele andere Möglichkeiten, wie wir Frauen unser Leben dann gestalten können.

In Afghanistan dürfen Mädchen nur wenige Jahre zur Schule, Frauen nicht an die Uni, die meisten Berufe sind ihnen verwehrt, ohne männlichen Begleiter (Vater, Bruder oder Ehemann) dürfen sie nicht auf die Straße und unter der Burka sind sie nicht sichtbar. Die wenigen Frauen, die dagegen protestieren, riskieren ihr Leben. Ich vermisse den Protest der Männer.

Sarai hatte keine Wahl. Hagar auch nicht. Jetzt kommt sie ins Spiel. *„Sarai hatte eine ägyptische Magd, die hieß Hagar. Sarai sagte zu Abram: »Der Herr hat mir Kinder verweigert. Geh doch zu meiner Magd! Vielleicht kann ich durch sie ein Kind bekommen.« Abram hörte auf Sarai. So gab Sarai ihrem Mann Abram ihre ägyptische Magd Hagar zur Nebenfrau.“*

Das war damals nicht unüblich und steigerte das Ansehen der ägyptischen Magd enorm, Nebenfrau des Familienoberhauptes zu werden. Für mich bleibt es trotzdem schrecklich. Sarai gibt Hagar ihrem Mann, als wäre sie ein Gegenstand. Sie wird nicht gefragt, sondern genutzt, benutzt. Die Erzählung wird zu einer Geschichte unter Frauen und wer dachte, dass Frauen in solchen Situationen solidarisch sind, wird enttäuscht.

„Als sie (Hagar) merkte, dass sie schwanger war, sah sie auf ihre Herrin herab. Da sagte Sarai zu Abram: »Mir geschieht Unrecht, und du bist schuld. Ich war es doch, die dir meine Magd gegeben hat. Kaum ist sie schwanger, sieht sie auf mich herab. Der Herr soll zwischen dir und mir entscheiden!« Abram antwortete Sarai: »Sie ist deine Magd und in deiner Hand. Mach mit ihr, was du für richtig hältst.« Daraufhin behandelte Sarai ihre Magd so schlecht, dass diese ihr davonlief.“

Keine von beiden kann über ihr Leben wirklich selbst bestimmen. Aber statt, dass sie sich gegenseitig helfen und stützen, beginnt der interne Streit. Wer ist angesehener? Wer ist mehr geliebt? Abram lässt Sarai entscheiden und sie nutzt das aus, bis Hagar es nicht mehr aushält. Sie läuft davon: eine entflozene, ausländische, schwangere Magd in der Wüste.

Mehrere Flüchtlingsrouten kreuzen sich im afrikanischen Land Niger. Diese Routen führen durch die Sahara und wie viele Menschen dabei sterben, weiß man nicht genau. Geschätzt werden mindestens zehntausende pro Jahr.

Hagar wird gerettet. Sie findet einen Brunnen und ein Engel findet sie. Er sagt, dass sie einen Sohn zur Welt bringen wird und später, dass dieser Sohn Stammvater eines großen Volkes wird.

Die Muslime berufen sich bis heute auf ihn. So gestärkt kann Hagar zurückkehren, sich Sarai wieder unterordnen und wird Mutter eines Sohnes. Später wiederholt sich dieser Konflikt, als Sarai den ersehnten Sohn, Isaak, doch noch bekommt und dann die beiden Kinder untereinander konkurrieren. Erneut wird Hagar, nun mitsamt des Kindes, in die Wüste geschickt. Erneut droht ihr der Tod und erneut rettet Gott sie und das Kind. Diesmal kehrt sie nicht zurück. Das ist die Geschichte, aus der dieser Satz stammt. Hagar nennt Gott El-Roi: „*Du bist ein Gott, der mich sieht.*“ Die ägyptische Magd, die mit dem Glauben an eine Vielzahl von Göttern aufgewachsen war, die von ihrer Herrin deren Mann gegeben wurde und mit ihm schlafen und seinen Sohn zur Welt bringen musste; die vor ihr flieht und dem Tod entgeht; sie erlebt: „*Gott sieht nach mir.*“ Er achtete auf mich – unter all den Millionen, unter den gedemütigten, geflüchteten, bedrohten kümmert er sich um mich. Man hört ihr Staunen. „Du bist ein Gott, der mich sieht.“

Das ist nicht das anfangs erwähnte „hoffentlich sieht mich keiner“, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. Gott wurde lange als so eine Erziehungsmethode missbraucht. Es ist auch nicht ein beklemmendes „Beobachtet werden“. Es ist ein anderes angesehen werden.

Die Nachbarn meiner Mutter achten darauf, dass sie die Jalousie morgens hochzieht und die Zeitung aus dem Kasten holt. Sie ist schon älter und lebt alleine. Ich finde es beruhigend, dass jemand nach ihr sieht.

Vor zweieinhalb Jahren war ich im Krankenhaus und dort gut betreut. Aber natürlich ging es ums medizinische. Einer der Ärzte hat bei der Visite mein Buch in die Hand genommen. „Was lesen sie denn da?“, interessiert gefragt und meiner kurzen Schilderung zugehört. Banal – und wohltuend, als Mensch gesehen zu werden.

„Frau Mey, ich hab‘ sie im Konzert gesehen.“, ruft mir die Schülerin fröhlich zu. „Ich weiß. Ich habe dich auch gesehen und dir zugewinkt.“ „Ach sie haben mich gemeint,“ staunt sie und strahlt.

Sie haben ihre eigenen Beispiele, wie gut es getan hat, dass sie jemand sieht, bemerkt, beachtet. Das macht Gott mit uns. „Du bist ein Gott, der mich sieht.“ Hagar staunt.

Derr Herr des Alls, Schöpfer der Welt, sieht nach der ägyptischen Magd. Er sieht nach Ihnen, nach Dir. Ist das nicht erstaunlich? Wirklich! Und schön ist es auch. Schließlich sind wir angesehene Menschen, von Gott. Gott lässt sein Angesicht über uns leuchten. Das ist ein Segen. „Du bist ein Gott, der mich sieht,“ staunt Hagar und weiß seither, dass sie kein „niemand“ ist. Niemand ist das. Für Gott nicht.

Tausende gehen im Iran auf die Straße und demonstrieren für ihre Menschenrechte, besonders die der Frauen. Dort demonstrieren auch viele Männer. Ich finde wichtig, dass darüber berichtet wird. Aber viel mehr bewegen mich die Geschichten von Menschen, wie Behzad und Elham Fotoohi, unsere Gemeindemitglieder, die aus dem Iran stammen.

Ich sehe noch die Frauen aus dem Dorf im Norden Indiens vor mir, das wir 2019 besucht haben. Sie traten hinter dem Kreis der Männer hervor und erzählten, wie sie durch Kleinstkredite der Kirche ihren eigenen Laden eröffnet haben. Man konnte sehen, wie sie innerlich dabei wuchsen.

„Oh Sister“ ist ein Dokumentarfilm über Frauen aus der Ukraine, den man auf YouTube sehen kann. Die Regisseurin Hanna Kopylova lässt Frauen aus der Ukraine zu Wort kommen die: Kriegsverbrechen dokumentieren, oder vergewaltigten Frauen beistehen oder mit einem Zug Menschen aus Kriegsgebieten evakuieren. Es ist ein schrecklicher Film, weil aus den Berichten Gesichter und Schicksale werden. Er zeigt gewöhnliche Frauen, die in furchtbaren Zeiten menschlich bleiben und das ist sehr bewegend.

Ich bin überfordert, mich allen unterdrückten Frauen oder versklavten Menschen oder Flüchtenden oder den unter diesem Krieg Leidenden namentlich zuzuwenden – aber ab und an will ich mich dem aussetzen und mir Geschichten anhören und Gesichter anschauen. Es gehört zu unserer Menschlichkeit dazu.

„Du bist ein Gott, der mich sieht“, sagt die Jahreslosung und das tut mir gut zu hören. Es tut mir gut, an einen Gott zu glauben, der sich um mich, kümmert. Der mir, wie damals Hagar, Kraft für das kommende schenkt. Wir wissen nicht, was das neue Jahr bringt. Aber wir können sicher sein, dass Gott in diesem Jahr nach uns schaut. Mit diesem Vertrauen gehe ich gerne weiter ins neue Jahr.

„Du bist ein Gott, der mich sieht“ ist aber auch eine Aufforderung, andere anzusehen, sich zu kümmern, auf sie zu achten. Vielleicht ist das, angeregt durch die Jahreslosung, unser guter Vorsatz fürs neue Jahr? Meist hilft es, mit einem oder einer zu beginnen. „Du bist ein Gott, der mich sieht“, El-Roi. Amen

Pfarrerin Ulrike Mey